

beiter am 26. August 1980 gewiß erkannt, daß in einer pluralistischen Gesellschaft Polens der Einfluß der Bischöfe schwächer werden muß. Den Winter über (vgl. HK, Januar 1981, S. 14 f.) gewann der vom Primas eingeschlagene Kurs der Mäßigung jedoch wieder Konturen. Die Kirche war nicht die stärkste der tragenden Kräfte, aber sie war berechenbar, für die Verantwortlichen in Warschau wie für die Sowjets. Erste Erfolge dieser besonnenen, stabilisierenden, aber nie kollaborierenden Rolle

eines anerkannten Ordnungsfaktors hat Wyszyński noch erleben können. Der durch seine – vom Papst mehrfach öffentlich unterstützte – Vermittlertätigkeit im März noch einmal abgewendete Generalstreik zählt ebenso dazu wie die staatliche Anerkennung der Bauerngewerkschaft. Als er starb, war es jedoch trotz aller Ansätze einer Normalisierung immer noch ungewiß, welchen Beitrag zur moralischen und politischen Erneuerung des Landes die Kirche künftig werde leisten können. *Martin Höllen*

Tagungen

Wo weht der Geist stärker?

Das „Missionarische Pfingsttreffen“ in Mainz

„Es kann nicht bestritten werden, daß die Kirche von ihrem Herrn gesandt ist, überall und zu jeder Zeit die Frohe Botschaft zu verkünden. Hinterfragt wird aber das *konkrete Verständnis von Mission* in unserer heutigen Zeit.“ Darüber, so hieß es in der Einladung, sollte gemeinsam mit Vertretern der Ortskirchen aus Afrika, Asien und Lateinamerika nachgedacht werden. Eingeladen hatte der *Deutsche Katholische Missionsrat*, in dem die großen Hilfswerke für die Dritte Welt, die missionierenden Orden und die 22 deutschen Diözesen vertreten sind für die Zeit vom 2. bis 6. Juni zum ersten „*Missionarischen Pfingsttreffen*“ in Mainz. Zur Teilnahme aufgerufen waren zu diesem Kongreß „alle für die Seelsorge in der Bundesrepublik Verantwortlichen, die missionierenden Orden mit ihren Seminaren und Hochschulen und alle Multiplikatoren im weitesten Sinne, wie z. B. Laien im pastoralen Dienst, Religionslehrer, Priesteramtskandidaten, Professoren und Studenten der theologischen Fakultäten und kirchlichen Hochschulen, Verantwortliche für Fragen der Mission oder einfach Christen, die an einer intensiven Beschäftigung mit der angegebenen Thematik interessiert sind“ (Missio Korrespondenz, Januar/Februar 1981, S. 8).

Weitaus die meisten der rund 1000 Teilnehmer, die sich schließlich in Mainz einfanden, waren allerdings Angehörige der Missionsorden, nur sehr wenige Gemeinden hatten Pfarrgemeinderatsmitglieder entsandt, vereinzelt traf man auch auf Pastoralreferenten. Schon daraus kann man folgern, daß der gewünschte multiplikatorische Effekt in die Arbeit der Gemeinden hinein sich voraussichtlich in Grenzen halten wird, zumal auch die *Presse* ein erstaunlich geringes Interesse an den Tag legte. Letzteres kann übrigens auch von den *deutschen Bischöfen* konstatiert werden, deren spärliche Teilnahme – außer Bischof *Franz Hengsbach* und Kardinal *Hermann Volk* als Prediger des Anfangs- bzw. Schlußgottesdienstes erschienen nur einige

wenige Weihbischöfe – auch den ausländischen Gästen nicht entgangen sein dürfte.

Geplant war die Veranstaltung unter dem Leitwort „Alle sollen es hören und sich freuen“ ursprünglich etwas anders: Im Anschluß an den eigentlichen Fachkongreß sollte von Freitag bis Sonntag die Öffentlichkeit und vor allem die Jugend verstärkt miteinbezogen werden. Diesen großen Rahmen hatte man bereits auf der letztjährigen Mitgliederkonferenz des Missionsrates als organisatorisch nicht zu bewältigen verworfen. Insbesondere aber waren es *Veränderungen in der Referentenliste*, die zu Spekulationen Anlaß gaben und Rückschlüsse zuließen. Namen wie *Ernesto Cardenal* und Prof. *Leonardo Boff* als namhafte Vertreter einer Theologie der Befreiung und z. B. Prof. *Karl Lehmann*, Prof. *Walter Kasper* und Prof. *Johann Baptist Metz* von deutschen theologischen Fakultäten waren in der Planungsphase des Treffens im Gespräch, tauchten dann aber im endgültigen Programm nicht auf. Nicht nur *Claus-Elmar Piller* CSSP führte als Erklärung an, daß die erste Referentenliste „manchen Oberhirten zu provokativ erschien“, ein Bischof habe sogar verlauten lassen, „der Mainzer Kongreß passe nicht so recht in die pastorale Nachbereitung des Papstbesuches“ (Kontinente, Juni 1981, S. 2). Die Befürchtungen einiger KNA-Meldungen der Tage unmittelbar vor Beginn des Kongresses haben sich allerdings nicht erfüllt: „Ist der Konflikt vorprogrammiert?“ wurde da z. B. gefragt und darauf verwiesen, daß manche Beobachter einen „ausgedehnten Krach“ nicht für ausgeschlossen hielten.

Zündstoff boten das Programm und die erklärte Intention der Veranstalter noch genug: das Missionarische Pfingsttreffen solle „auch den Versuch unternehmen, strittige Aspekte unseres missionarischen Tuns zu klären, die durch das Aufeinandertreffen des traditionsreichen abendländischen theologischen Denkens und der neuen

theologischen Denkansätze der Jungen Kirche entstanden sind“. Theologen, die meinten, daß diese neuen Ansätze sie nichts angingen, befänden sich „in einer Sackgasse“, so der Präsident des Missionsrates Prälat *Jakob Aigner* in einem Interview (Misereor Aktuell, Mai/Juni 1981, S. 16). Und Prälat *Wilhelm Wissing*, Direktor von Missio, der das Pfingsttreffen vor zwei Jahren angeregt hatte, sah „eine ungeheure Chance, die Prioritäten der kirchlichen Arbeit beim Namen zu nennen“. Angesichts der Not in der Welt sei der Vorrang der Evangelisierung in der Bundesrepublik lange Zeit halbherzig vertreten oder gar verlegt worden.

Gelassener Umgang mit Reizworten

Thematische Schwerpunkte wurden zunächst dadurch gesetzt, daß jeweils für einen Tag die asiatische, afrikanische und lateinamerikanische Kirche im Mittelpunkt von Referaten, Podiumsdiskussionen und zahlreichen jeweils parallel verlaufenden Foren stand.

Erhebliches Aufsehen erregte bereits am ersten, der asiatischen Kirche gewidmete Tag der Beitrag von Prof. *Francis X. D'sa SJ* aus Poona/Indien, der als Beispiel für die Hindernisse und die Chancen der Evangelisierung im Dialog mit anderen Hochreligionen die aus dem dritten Jahrhundert vor Christus stammenden „*Bhagawadgita*“ vorstellte. In dieser indischen religiösen Tradition werde Gott in allen Dingen als Wurzel der Dinge gesucht. Selbstlosigkeit und das Wohl aller Wesen seien dabei als zentrale Elemente die Perspektive, die eine tiefe Gotteserfahrung ermöglichen. Dabei stelle sich die Frage, ob wir unser Christentum wirklich aufgeben müßten, um auch diesen Weg gehen zu können. Für den indischen Christen bedeute dies z. B., daß er sich im Dialog die Gotteserfahrung der *Bhagawadgita* zu eigen mache, damit auch die Anhänger dieser Religion unsere christliche Gotteserfahrung kennenlernen könnten. Es sei ein Mißverständnis unter Christen zu meinen, daß mit einer solchen wechselseitigen Übernahme die eigene Wahrheit aufgegeben werden müsse: „Mission heißt nicht, daß die Völker ihre Gotteserfahrung aufgeben, um unsere aufzunehmen. Mission heißt, sich freuen über die andersartige Gotteserfahrung anderer Völker und sich diese Erfahrung zu eigen machen.“ Einen ähnlich starken Akzent setzte tags darauf auch *Laurent Monsengwo Pasinya*, der Weihbischof von Kisangani/Zaire. Ausgehend von Tradition und Gemeinschaftssinn der Afrikaner, bemüht sich die Kirche dort, *Inkulturation* der christlichen Botschaft zu praktizieren, wie sie bereits von *Papst Paul VI.* gefordert wurde und wie sie auch eines der großen Themen der letzten Bischofssynode zu Ehe und Familie war. So wird z. B. die Sitte, die Verbindung zweier Personen verschiedenen Familiensprungs durch *Blutsbruderschaft* zu besiegeln, eine feierliche und öffentliche Zeremonie, übernommen und in einem katholischen Orden in die liturgische Zeremonie des ewigen Gelübdes, das eine Nonne ablegt, mit einbezogen: mit einem Tropfen ihres Blutes bekräftigt sie ihren „Pakt“

mit Christus. Oder: die traditionellen Totenfeiern mit Totengesängen wurden christianisiert, indem ihnen der Klagecharakter genommen und sie in eine Gebetsversammlung umgeformt wurden. Und schließlich: christliche Eheschließung und afrikanische Tradition könnten sich miteinander verbinden, wenn die Kirche die brauchungsgemäße afrikanische Heirat anerkennen und als gültig geschlossen akzeptieren würde.

Daß die jungen Kirchen in der Dritten Welt durch ihr wachsendes Selbstbewußtsein gegenüber dem Eurozentrismus früherer Missionsgepflogenheiten und der Einbindung heimischer kultureller Elemente in Liturgie und Pastoral deshalb keineswegs in Gefahr geraten, von der Weltkirche „abzudriften“, wurde betont. *Ortskirchen* seien nicht mehr wie „die Filialen einer großen Bank“, die ferngesteuert werden, sondern in sich vollständige Kirchen. Immer wieder unterstrichen die Bischöfe aus der Dritten Welt die Bedeutung, die sie einer „*Inkarnation von Jesus Christus in unseren Kulturen*“, wie es ein Lateinamerikaner formulierte, beimessen. Indem das Evangelium die Kultur eines Volkes annehme, komme es zu einer engen Verbindung zwischen Theologie und Volk.

Die Begrenztheit des euro-amerikanischen Kirchenmodells umschrieb Prof. *Heinrich Fries* mit der Wortmeldung eines afrikanischen Bischofs auf dem Konzil: „Gebt uns Christus ohne Zoll, ohne die Belastung eurer Geschichte und eurer partikularen Theologie.“ Betroffenheit schuf Prof. *Adolf Exeler*, als er die Frage aufwarf, ob wir in Europa uns eigentlich in vergleichbarer Weise um Inkulturation in den hiesigen Bereich der Kultur bemühen. Die Sprache des Glaubens und der Liturgie sei doch eher einer vergangenen Epoche verhaftet; die Kirche in der Bundesrepublik besitze keinerlei Erkenntnisse etwa „über die Kultur heranwachsender Arbeiter“.

Vom angstfreien und ungeschützten Umgang mit Thesen der Theologie der Befreiung oder mit den sich in den Basisgemeinden abzeichnenden neuen Pastoralformen, wie ihn z. B. Erzbischof *Marcos Gregorio McGrath* aus Panama und Bischof *Pascasio Rettler OFM* aus Bacabal/Brasilien in ihren Referaten bewiesen, könnte man hierzulande nur lernen. Zwar hatte der Weihbischof von Rio de Janeiro, *Karl Joseph Romer*, bereits in seinem Einführungsreferat vor Verkürzungen und Vereinfachungen des Konzepts der Basisgemeinden gewarnt: sie seien keine pastoralen Allheilmittel, sondern eben nur für die Entrechteten geschaffen und somit kein wirksames Konzept für die Seelsorge in durchschnittlich urbanen Verhältnissen.

McGrath skizzierte in seinem Beitrag „*Evangelisierung und Befreiung aus der Sicht der Kirche Lateinamerikas*“ zunächst die historischen Phasen der Rolle von Kirche und Staat in Lateinamerika und wies auf die Schlüsselstellung der beiden Bischofskonferenzen von Medellín (1968) und Puebla (1979) hin: Die Medellín-Dokumente wiesen in den Gebieten Evangelisierung und Aktion für die soziale Gerechtigkeit den Weg in die Zukunft. Sie berichteten kaum etwas darüber, was schon unternommen wurde, sondern „spornen dazu an, das Unverrichtete nachzuho-

len.“ Tiefe politische und soziale Veränderungen hatten die folgenden Jahre gekennzeichnet. In Puebla nahm man dazu Stellung und erweiterte die in Medellín vorgetragenen Anklagen, „daß die fundamentale Gewalttätigkeit in fast ganz Lateinamerika die Unterdrückung ungerechter Strukturen ist, durch welche die ‚Reichen immer reicher werden auf Kosten der Armen, die immer mehr verarmen.‘ (Johannes Paul II. in seiner Ansprache an die Bischöfe in Puebla).“ Erstmals tauchen auch die kirchlichen *Basisgemeinschaften* als Begriff in den Puebla-Dokumenten auf, da sich, so McGrath, auch das soziale Bild der Kirche verändert habe: Die Kirche „ist immer weniger mit den reicheren Klassen der Gesellschaft in Zusammenhang, wie in der Vergangenheit, sondern immer mehr mit den Sektoren des Volkes, welche heutzutage mehr Teilnahme und Leitungsqualitäten aufbringen, einschließlich religiöser Berufung.“

Was das Thema der Befreiung angeht, so werde es im Puebla-Dokument insbesondere im Hinblick auf ungerechte Strukturen aufgenommen, allerdings könne man darin erst den „Beginn einer Erörterung der Beziehung zwischen Erlösung und Befreiung sehen“, da die Begriffe sehr allgemein gehalten seien. Ganz in diesem Sinne plädierte Pascasio Rettler vor Journalisten für eine verstärkte politische Bewußtseinsbildung für die Basisgemeinden, ehe es zu spät sei. Weiter plädierte er für *mehr Gelassenheit* im Umgang mit dem Reizwort „Befreiung“, führte aber auch aus, daß es in der lateinamerikanischen Wirklichkeit Fälle geben könne, wo es keine andere Möglichkeit als Gewaltanwendung gebe. In der Regel aber habe es sich bewährt, den Entrechteten und ihren Angehörigen *Rechtshilfe und solidarischen Beistand* zu leisten.

Politisches Handeln und Evangelium

Nicht nur im Rahmen der lateinamerikanischen Beiträge gab es Anstöße, sich mit der (Un-)Vereinbarkeit von *christlichem und marxistischem Gedankengut* zu beschäftigen. Klärend wirkte hier der von McGrath eingebrachte Schlüsseltext des Puebla-Dokumentes: „Hier muß auf die Gefahr der Ideologisierung hingewiesen werden, der die theologische Reflexion ausgesetzt ist, wenn sie auf der Grundlage einer Praxis angestellt wird, die sich der marxistischen Analyse bedient.“ Dennoch sah McGrath für die Zeit nach Puebla noch *offene Fragestellungen* in bezug auf den Marxismus, z. B. „die Konditionierung unseres Gewissens durch die vorhandenen Strukturen; die tatsächlichen sozialen Konflikte und wie man ihnen wirksam begegnen sollte; das Problem des Privateigentums, das den Aspekt des absoluten Wertes verlieren sollte, um in einer gemeinschaftlichen Gesellschaft den Sinn der sozialen Hypothek verwirklichen zu können.“

Ein geradezu apokalyptisches Bild vom größten und volkreichsten Kontinent zeichnete der deutsche Missionspater *Engelbert Zeitler*, der seit vielen Jahren in einem christli-

chen Ashram in Poona lebt: 40 Jahrhunderte lang hätten die großen Religionen, die alle ihren Ursprung in *Asien* haben, den gesamten Kontinent und alle Kulturen geprägt, ohne die Gegenwart zu meistern und die Zukunft zu gestalten. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts würden die Religionen durch die Revolution ersetzt. In einer Generation habe sich „45% der asiatischen Landkarte rot gefärbt“. Zeitler bediente sich eines Vokabulars, das an den kalten Krieg erinnerte: Der Marxismus, ein Produkt europäischen Denkens, sei die radikalste Mission, die der Westen je nach Asien hineingetragen habe, nachdem das Christentum offensichtlich für Asien versagt habe, weil es sich zu wenig beweglich gezeigt und keiner asiatischen Kultur wirklich angepaßt habe. Der Marxismus sei nur zu stoppen, wenn es zu einem gemeinsamen Glaubensbekenntnis aller Religionen komme.

Daß aber viele Christen gar nicht mehr gewillt sind, „den Marxismus zu stoppen“, sondern in ihm vielmehr einen Verbündeten für die Lösung der großen sozialen Frage sehen, machte die Aussprache im Forum „Christentum und Marxismus in Asien“ deutlich. Ein deutscher Franziskanerpater meinte, daß Gewalt ein Gebot der Nächstenliebe sein könne, und die Priorin der philippinischen Benediktinerinnen, *Irene Dabalus*, bestätigte, daß in ihrem Land Christen und Marxisten an der Basis eng zusammenarbeiten. Sie bezeichnete den *Marxismus als brauchbares Modell*, während die Christen zumindest auf den Philippinen kein Programm und keine gemeinsame Haltung besäßen. Skeptischer beurteilt ein Dissident aus Südkorea, *John Chang Yih*, die Möglichkeiten, mit Marxisten zu einem Dialog zu kommen, der hilfreich für die Wahrung der Menschenrechte sein könne. Gewalt schloß er prinzipiell aus: „Hätte Ghandi vor seinem Attentäter die Pistole gezogen, hätte er sein ganzes Leben verraten.“

Um politisches Handeln aus der Sicht des Evangeliums ging es auch in einer Podiumsdiskussion, an der sich unter der Leitung von *Friedrich Kronenberg Irene Dabalus*, Bischof *Pascasio Rettler*, Prof. *Franz Böckle* und Prof. *Theodor Hanf* beteiligten. Während Irene Dabalus die „prophetisch-kritische Aufgabe der Kirche“ betonte und die These aufstellte, daß das Problem der Gewaltanwendung „keine moralische, sondern eine selbsttätige Frage“ sei, bemühten sich die deutschen Wissenschaftler um eine *theoretische Grundlegung* des Themas. Prof. Böckle ging es um die Vereinbarkeit zwischen Auftrag und Begrenztheit der Kapazitäten, Prof. Hanf verwies auf die Chance, die darin liege, daß in einer pluralistischen Gesellschaft um Sinngebung „konkurrierend gerungen“ werde; gewünscht sei heute weder eine *ecclesia triumphans* noch eine *ecclesia lamentans*. Im weiteren Gespräch warnte Hanf vor einem „Partnerfetischismus“ reziprok zum früheren Kolonialverhalten und sprach sich für die *Einschaltung sachkompetenter Fachleute* bei bischöflichen Aussagen zu konkreten Problemen aus. Außerdem warnte der Politikwissenschaftler vor sogenannten „einfachen Lösungen“, da die Wirklichkeit zu komplex sei; Land für Land müsse man *interne und externe Entwicklungshemmnisse* untersuchen.

Lernprozeß angestoßen?

Wieviel Ballast die *deutsche Kirche* in Zukunft noch über Bord werfen muß, wenn sie ihre Rolle in unserer Gesellschaft und in der Welt gerecht werden will, das konnte jedem im Laufe des Kongresses bewußt werden. Vor dem Hintergrund der Beispiele aus Afrika, Asien und Lateinamerika wurde er für die deutschen Teilnehmer zu einer Anfrage und Aufforderung, ihrerseits den christlichen Glauben in die eigene Kultur zu übersetzen: „Wir dürfen“, so Prof. *Hans Waldenfels* SJ in seiner abschließenden Ansprache, „die große Zahl derer nicht übersehen, die ihr *Heimatrecht in der Kirche* einklagen, denen es aber tatsächlich verweigert wird“. Er verwies auf den diesjährigen Fastenhirtenbrief des Limburger Bischofs *Wilhelm Kempf* (vgl. HK, März 1981, S. 14 ff.). Zu fragen sei auch, wer eigentlich in unserer Gesellschaft heute aus dem Kommunikationszusammenhang herausfalle: doch nicht etwa derjenige, der als Lebensstil das praktiziere, was in der Gesellschaft üblich sei, sondern eher derjenige, der als Christ überzeugt seinen Alltag lebe. Daß die deutsche Kirche nur eine von vielen Ortskirchen ist, brachte Waldenfels auf die zugespitzte Formulierung: „Die deutsche Kirche ist nicht der Maßstab und die Norm, nach denen

schlechthin zu beurteilen ist, was Kirche ist und was dieser Kirche frommt.“

Insgesamt wurde das Missionarische Pfingsttreffen schließlich nicht nur von den Teilnehmern positiv bewertet, sondern zu Recht auch von denen, die das Wagnis dieses Kongresses als Veranstalter eingegangen waren. „Die neuen Anstöße, die von dem Missionarischen Pfingsttreffen in Mainz ausgegangen sind, verdienen es nicht nur, in einem Berichtband, sondern in einem *Werkbuch* aufgearbeitet und verbreitet zu werden“, meinte Prälat Jakob Aigner vor Journalisten. Er wies darauf hin, daß das Bemühen um gegenseitiges Verstehen durch bohrende Fragen deutlich geworden sei, wie schwer es auch immer wieder falle. Deutlich habe das konkrete Aufzeigen der Versuche zur Einwurzelung des Evangeliums in die Kulturen der Dritten Welt die Frage nach den Verhältnissen in der deutschen Kirche provoziert. Die Frage nach neuen Gemeindeformen und nach einem Funktionswandel für die Laien unter den haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern im kirchlichen Bereich wird sich in Zukunft in der Bundesrepublik verstärkt stellen und verlangt den Mut zur Suche nach Lösungen, die auf unsere Verhältnisse zugeschnitten sind; mögliche Denkansätze bot das Mainzer Treffen in Fülle.

Cordelia Rambacher

„Zur Hoffnung befreit“

Zur Vorbereitung des Österreichischen Katholikentages 1983

Österreichische Katholikentage sind im Gegensatz zu bundesdeutschen selten. Seit Kriegsende gab es nur drei, und diese waren von sehr unterschiedlicher Struktur und Zielrichtung: der erste 1952 in Wien stand unter dem Motto „Freiheit und Würde des Menschen“, der zweite, veranstaltet als Delegiertentag 1962 in Salzburg mit seinem Leitthema „Lösch den Geist nicht aus“, stand ganz im Zeichen des Konzilsaufbruchs und des mit dem Leitthema identischen, weit über den Katholikentag hinauswirkenden Eröffnungsreferats von *Karl Rahner*. Der dritte mit dem Motto „Versöhnung“ in ähnlichem Rahmen 1974 wieder in Wien bildete zugleich den Abschluß des „Österreichischen Synodalen Vorgangs“ (vgl. HK, November 1974, 576–579).

Lebhafte Vor-Diskussion

Die Durchführung eines weiteren Katholikentags stand nun seit längerer Zeit an. Aber erst Anfang November 1980 war es soweit: die österreichischen Bischöfe gaben anlässlich ihrer Herbstkonferenz die offizielle Zustimmung zur Abhaltung eines gesamtösterreichischen Katholikentages im Jahr 1983 mit dem Arbeitstitel „Zur Hoffnung befreit“ als Motto. Damit wurde eine etwa einjährige Vorbereitungsphase abgeschlossen, in der die Meinungen sehr hoch gegangen waren.

Sie hatten sich zunächst an der Diskussion über das ursprüngliche, von den Bischöfen im Herbst 1979 vorgeschlagene Thema „Das christliche Erbe Europas heute“ entzündet. Fragwürdig schien vor allem die Möglichkeit der Umsetzung einer solchen Thematik an der Basis, in den Pfarreien, weiterhin der stark intellektualisierende und vergangenheitsbezogene Trend, der durch dieses Motto notwendigerweise vorgegeben sein würde und viele Menschen von vornherein nicht einbeziehen könnte, da sie ihre Probleme darin nicht wiederfinden würden. Außerdem brächte, so meinten viele, der *bewußte Bezug auf das Jahr 1683* – die entscheidende Zurückdrängung des türkischen Vormarsches in Mitteleuropa – die Gefahr von Mißdeutungen mit sich. Nicht nur unter dem Aspekt der NATO- und Europaratmitgliedschaft der heutigen Türkei, sondern vor allem auch wegen einer neuen Wertschätzung des Islam und seiner Tradition gerade durch Christen wäre ein solches Motto äußerst unpassend. Davon abgesehen müßte der Gedanke an ein solches christliches Europa dann wohl auch die orthodoxen, protestantischen und anglikanischen Kirchen einbeziehen.

Der nunmehr gewählte Arbeitstitel „Zur Hoffnung befreit“ ist allerdings auch nicht unumstritten, nicht nur seiner für Fern- und Außenstehende zu geringen Verständlichkeit wegen. Aber wie gerade die vom 22. bis 24. Mai im steirischen Wallfahrtsort Mariazell abgehaltene Stu-